Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 144

Rubrik: Stadtleben

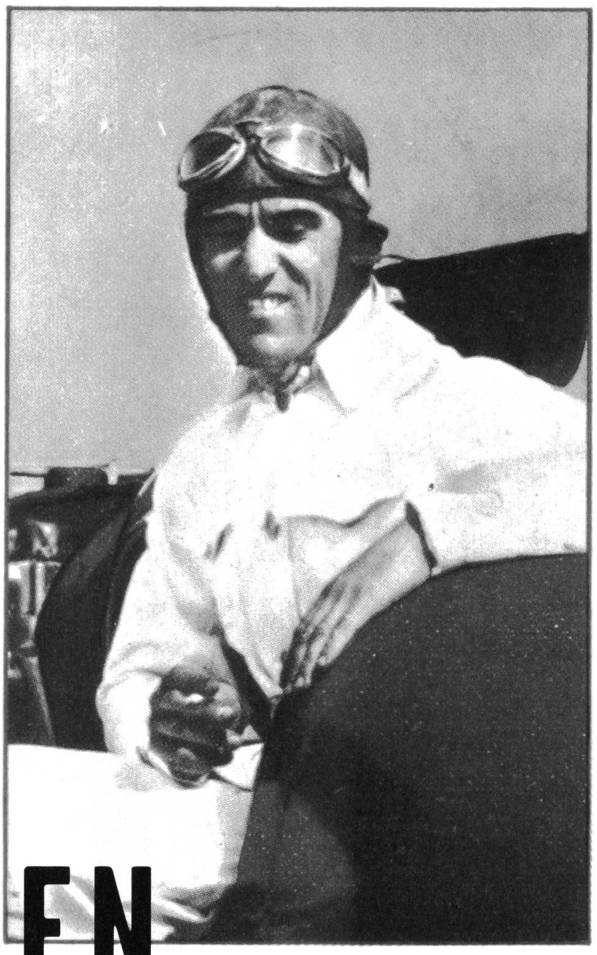
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

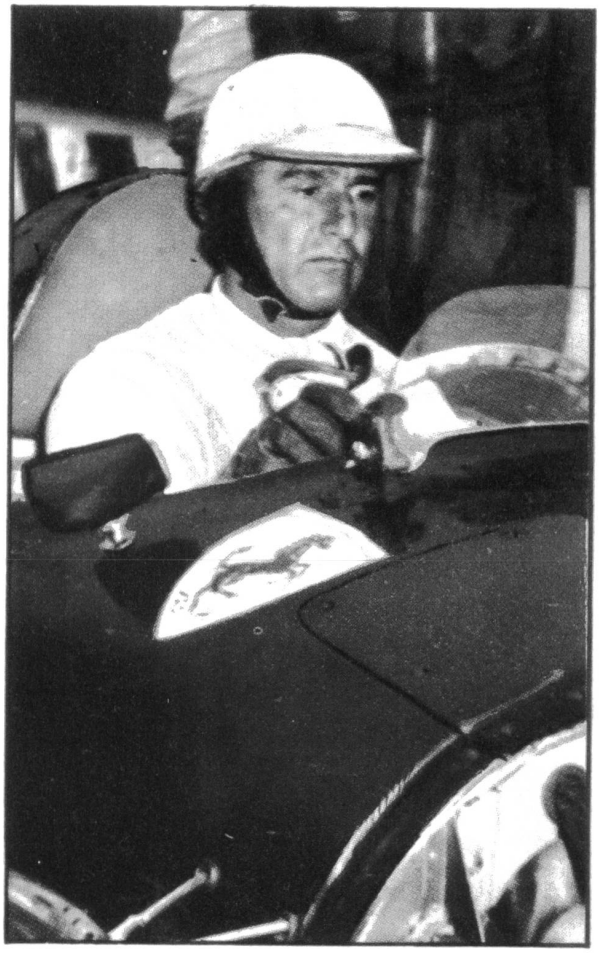
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

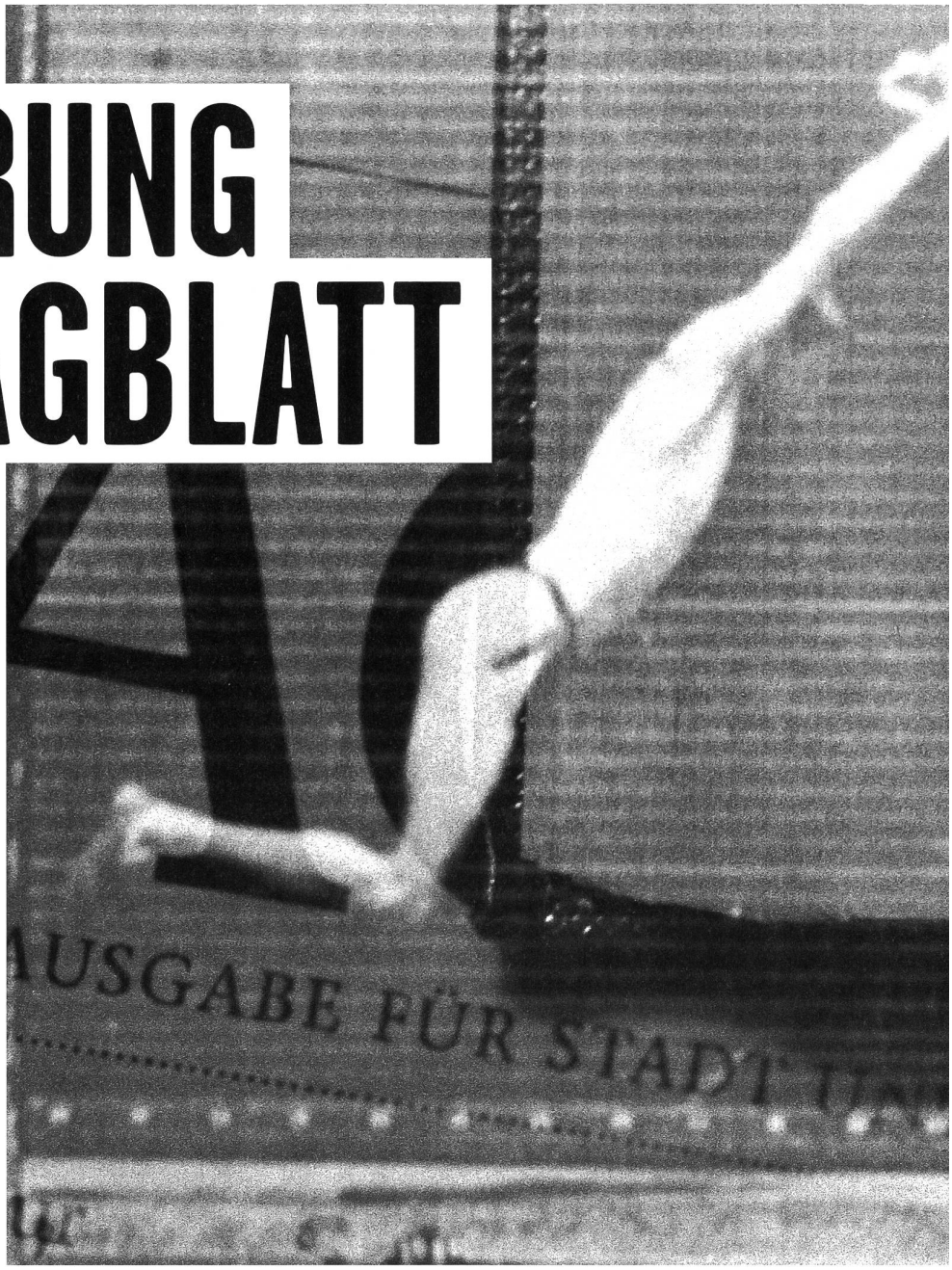


STADTLEBEN



Quelle: Stiftung Charles Pfahlbauer jr.

DREISPRUNG BEIM TAGBLATT



Das St.Galler Tagblatt fasst künftig die Städte St.Gallen, Gossau und Rorschach in einem Bund zusammen. Keine schlechte Idee, wird doch so auf subtile Art die Grossstadt ausgerufen. Wie immer kommt es auf die Umsetzung an.

von Andreas Kneubühler

Es könnte dem einen oder anderen aufgefallen sein: In der Hauptausgabe des «Tagblatt» tauchen seit einigen Wochen im Stadt-Bund Inserate aus Gossau und Rorschach auf. Gossau? Rorschach? Die Anzeigen aus den Nebenstädten der Metropole sind kein Versehen der Publicitas. Sie kündigen die neue Zeitungsstruktur an, die ab dem 1. April 2006 die Zahl der Kopfblätter des Tagblattes um zwei schrumpfen lässt. Im Klartext: Die Gossauer Ausgabe und das Ostschweizer Tagblatt werden verschwinden. Doch gemach. Kein Grund zum Wehklagen über das Schwinden der Pressevielfalt. Dieses Thema ist schon länger abgehakt.

Der Rückblick im Schnelllauf: Der Big-Bang in der St.Galler Zeitungslandschaft geschah 1997. Im September hatten sich Wiler Zeitung und Flawiler Volksfreund unter die Fittiche der NZZ-Tochter begeben. Zwei Monate später übernahm das Tagblatt die «Appenzeller Zeitung», kaufte für sechs Millionen Franken die «Ostschweiz» und stellte das Blatt ein, das zuletzt noch 23'000 Abonnenten hatte. Seit 1998 gibt es für einen grösseren Teil des Kantons St.Gallen und für Appenzell Ausserrhoden ein Zeitungsmonopol – wie in den Regionen Basel, Bern und in der Zentralschweiz. Dabei blieb es bis heute. Das Tagblatt erfand den Merker als Feigenblatt, steckte ein paar Klagen vor dem Presserat ein, öffnete sich und wurde vom FDP-Blatt zu einer Forumszeitung, die das Meinungsspektrum mal weiter, mal – etwa zu Wahlkampfzeiten – enger fasst. 2005 gab es dann gleich zwei Veränderungen: Zum einen unterlag die Tagblatt AG gegen die Tamedia AG beim Kampf um die «Thurgauer Zeitung», zum zweiten startete «20 Minuten» mit einer 40'000 Exemplare starken St.Galler Ausgabe. Beides dürfte an der Fürstenlandstrasse für Unmut gesorgt haben. Die Zürcher Tamedia begrenzt die Tagblatt-Expansion im Thurgau und das ebenfalls der Tamedia gehörende Gratisblatt «20 Minuten» – die meistgelesene Zeitung in der Schweiz – zieht Werbekunden ab.

Endlich Grossstadt

Eine Reaktion des Tagblatts blieb vorerst aus. Hinter den Kulissen tat sich allerdings einiges. Verlagsleiter Daniel Ehrat bestätigte beim Start von «20 Miunten», dass verschiedene Varianten durchgerechnet worden seien. Gemunkelt wurde über einen Umbau der Gratiszeitung «Anzeiger». Dies scheint aber keine Option zu sein. Dafür wird jetzt die Struktur der Kopfblätter durchgekämmt und neu geordnet. Ab dem 1. April werden die Ausgaben für St.Gallen, Gossau und Rorschach zusammengelegt. Es wird im Lokalbund eine gemeinsame Auftaktseite mit den wichtigsten Nachrichten geben. Die Seite drei soll zur Themenseite werden. Die Stadtkultur wird künftig die ganze Region beobachten. Dafür wandern kulturelle Angebote von bloss lokalem Interesse auf die jeweiligen Stadtseiten ab. Was wichtig ist, wird künftig an einem so genannten «News-Desk» entschieden.

Damit kreiert das Tagblatt ein Greater St.Gallen, eine urbane Region mit drei Städten und umliegenden Gemeinden mit geschätzten 120'000 Einwohnern. Eine Neuerfindung ist dies nicht: Hier wird nachvollzogen, was sich

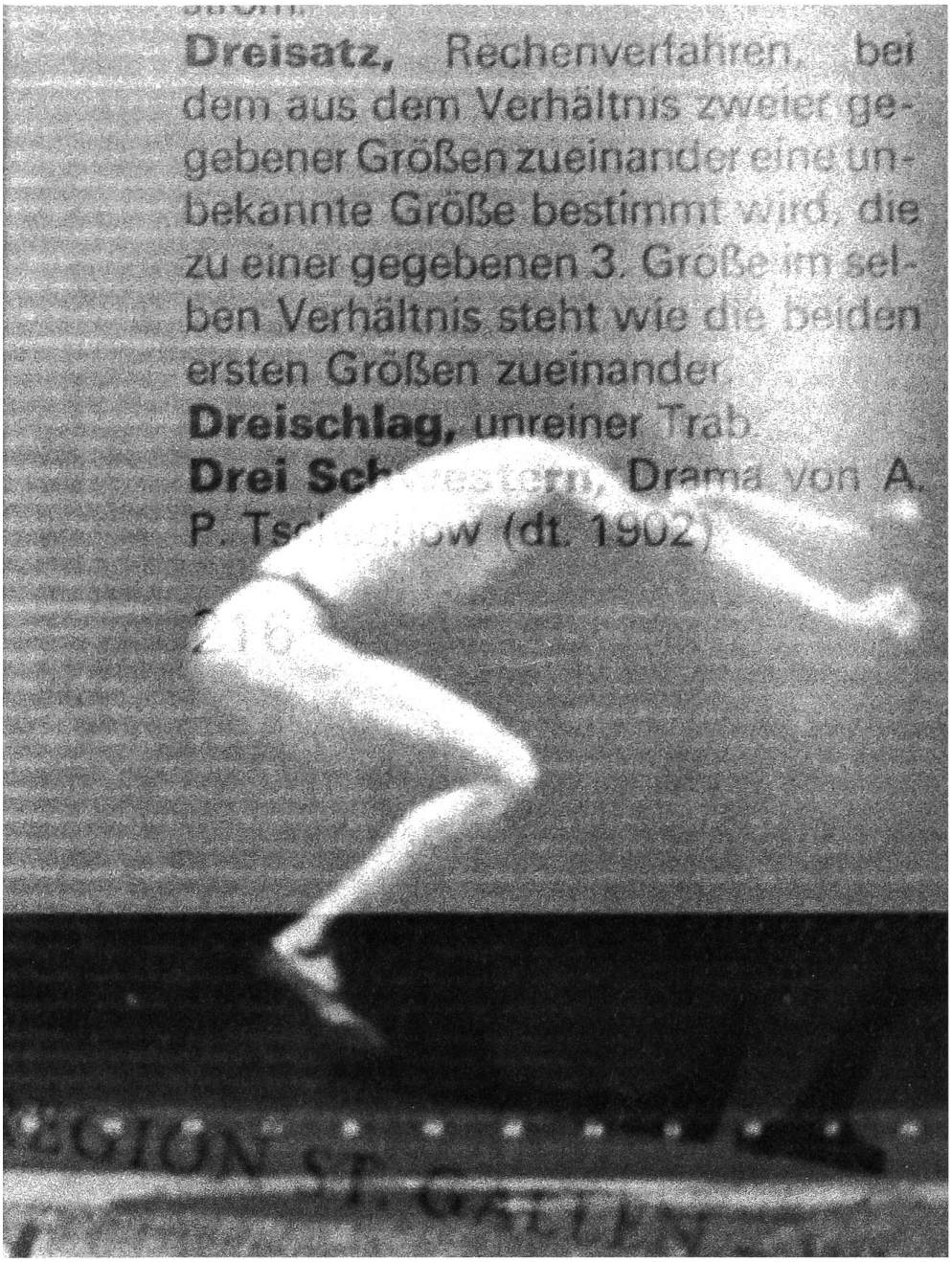


Bild: Schmid&Schoch

schon länger entwickelt hat. Eine Studie der Uni Basel beschreibt die Veränderungen so: «Beginnen die verstädterten Siedlungsgebiete von Agglomerationen aneinander zu stossen, entstehen Metropolitanräume oder vernetzte Stadtsysteme mit mehreren Zentren und Subzentren: die Mittellandstadt Schweiz.» Eigentlich eine ziemlich exakte Beschreibung des Lebensraums entlang der Bahnstrecke Gossau, St.Gallen, Rorschach. Doch bisher galt: Wer in Gossau wohnt und in Rorschach arbeitet, musste zwei Zeitungen des gleichen Verlags abonnieren, um über beide Orte informiert zu sein. Die Zusammenlegung in einem Zeitungsbund sei folgerichtig, findet der Rorschacher Stadtschreiber Bruno Seelos: «Wenn das Tagblatt Konkurrenz hätte, wäre dieser Schritt schon lange gemacht worden». Er verweist auf «20 Minuten». Dort werde genau dieser Lebensraum abgedeckt. Mit Kurzfutter im Boulevard-Stil allerdings.

Keine Zentralisierung

Wie fühlt sich die Stadt St.Gallen, eigeklemmt zwischen Gossau und Rorschach? «Der Schritt ist nachvollziehbar», sagt St.Gallens Informationschef Urs Weishaupt. Es blieben allerdings – zumindest bis Ende Februar – viele Fragen offen. Weishaupt kritisiert die Informationspolitik des Verlages: «Für uns wäre wichtig zu wissen, wie viel Platz künftig für die Berichterstattung über die Stadt bleibt.» Entscheidend sei auch, welche Prioritäten gesetzt würden: «Wird ein wichtiger Entscheid des St.Galler Stadtrates oder die Eröffnung der Ferienmesse weiterhin auf Seite eins des neuen Zeitungsbundes zu finden sein?»

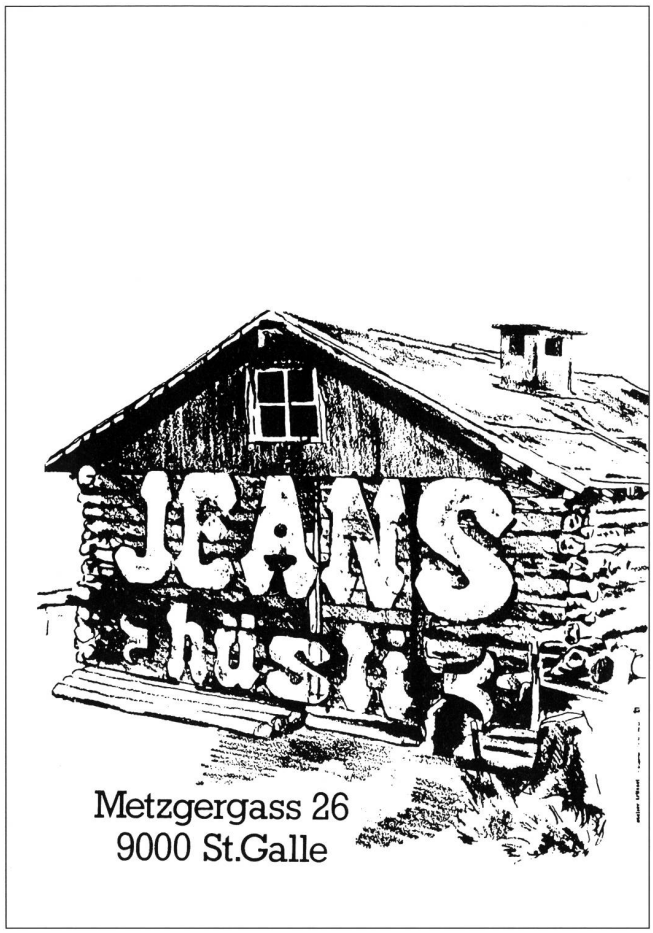
Platzprobleme dürfte es kaum geben: Vom Umfang bleibt mehr oder weniger alles beim Alten. Die Änderung wird auch ohne Personalabbau durchgezogen. Wäre die neue Struktur konsequent umgesetzt worden, hätte dies wohl das Ende der Redaktionen in Gossau und Rorschach bedeutet. Der grosse Schritt, die Konzentration der Redaktorinnen und Redaktoren in St.Gallen mit zwei blossen Aussenbüros in den «Stadtquartieren» Gossau und Rorschach, bleibt aus. «Darüber sind wir froh», so Bruno Seelos.

Der Umbau wirkt sich aber auf die Inseratenpreise aus. Die neue Ausgabe ist das Kopfblatt mit der höchsten Auflage und entsprechend teuer. Publicitas hat eine Slalomregelung erfunden: Um nicht Kunden zu verlieren, gebe es Spezialpreise für nur lokal präsente Inserenten aus Gossau oder Rorschach, erklärt Raphael Jud, Leiter der Publicitas St.Gallen. Sie zahlen die Hälfte von dem, was die St.Galler für ein Inserat ausgeben müssen. Eine Preispolitik, die bereits für unzufriedenes Gemurmel sorgt.

Die ganze Breite

Doch genug der Details. Was bringt die Neuerung? Wenn sie in Rorschach Investoren für Grossprojekte einfliegen oder das Hafenbuffet verkauft wird, wenn in Gossau der Zoo verstaatlicht oder das Verkehrsproblem gelöst wird, erfährt man dies künftig aus erster Hand. Allerdings auch, was am CVP-Stamm diskutiert wurde und wer den Weihnachtsbazar organisiert. Ob es gefällt oder nicht: Der Lokalteil des Tagblatts wird am häufigsten gelesen (78 Prozent der Leserinnen und Leser) – noch vor der Frontseite mit 70 Prozent. Diese schlagende Erkenntnis belegte 2004 eine Abonnentenbefragung.

Mit der neuen Hauptausgabe wird auch einiges möglich: Eine lebendige Abbildung eines urbanen Lebensraumes. Dafür müsste allerdings auch der eine oder andere vermeintliche Pflichtstoff über Bord gehen. Die Umsetzung wird zeigen, ob der Aufwand für die Koordination des neuen Zeitungsbundes nicht den Recherchen Zeit wegfrisst und deshalb nicht mehr daraus wird als dies: das Gleiche neu gebündelt.



VIEGENER OPTIK

Schmiedgasse 35, CH-9001 St.Gallen, Gratistelefon 0800 82 11 44
www.viegener.ch, e-mail: info@viegener.ch

VIEGENER OPTIK

Alles online:
Songs downloaden
und e-banken.

Alles ganz einfach. Alles mit einem Konto. Mit UBS Generation und UBS Campus, dem neuen kostenlosen Angebot für Jugendliche und Studierende, profitieren Sie von umfassenden Bankdienstleistungen. Vom Privat- und Sparkonto über E-Banking bis hin zum Gratisbezug bei allen Bancomaten der Schweiz. Dazu gibts exklusiven Zugang zu Downloads im iTunes Music Store Switzerland, die Mitgliedschaft bei Euro<26 und vieles mehr.

Einfach Konto eröffnen und mehrfach profitieren:
www.ubs.com/young

UBS

HOLT DIE GROSSEN BRÜDER

von Kaspar Surber

Wer hätte das nicht gedacht: Konzerte und Parties, die länger als bis drei Uhr nachts dauern, brauchen tatsächlich einen Türsteher. Das bestätigte Mitte Februar der St.Galler Stadtrat auf eine Interpellation von Etrit Hasler. Nämlich habe sich aufgrund jahrelanger Erfahrungen eine Bewilligungspraxis entwickelt: Weil gerade bei jüngeren Gästen der Alkoholkonsum nach Mitternacht so stark ansteige, dass vermehrt Lärmklagen, Verunreinigungen sowie Littering zu verzeichnen seien, werde der Einsatz von Sicherheitspersonal in aller Regel zur Auflage gemacht.

Doch Regeln hin, Regeln her: Die meisten Türsteher bleiben so ungenehm wie Nachbarn, die einem beim Sex zusehen. Oder in der Sprache der Sozialarbeit: Man kann zu ihnen kein Vertrauen aufbauen. Womit sich die alte Frage stellt: Was tun? Am besten, man benützt die alte Geheimwaffe vom Pausenplatz und holt die grossen Brüder. Sprich, man gründet seine eigene Sicherheitsfirma. Gemäss der kantonalen Verordnung 451.14 über die Ausübung von Bewachungs-, Ordnungs- und Sicherheitsaufgaben scheint das erst noch eine kreative Sache zu sein.

Da steht nämlich, dass das Personal einer Sicherheitsfirma durch einheitliches Erscheinungsbild erkennbar sein muss. Es gibt also zu stricken und zu nähen, aber Achtung: Werden Uniformen verwendet, so müssen sie von Polizeiuniformen deutlich unterschieden werden können.

Gleiches gilt für die Kennzeichnung von Dienstfahrzeugen. Zwecks Unterscheidbarkeit nicht minder viel Zeit sollte man sich für die Namensgebung lassen. Dass auch in dieser Hinsicht die landläufigen Delta-, Top-, Lion- und Eagle-Securities zu überbieten sind, zeigt schon ein Blick ins Plattenregal.

Um erst bei den Bandnamen zu bleiben: «The Go-Betweens», «Animal Collective» oder «The Baptist Generals» könnten gut und gern auch Sicherheitsfirmen meinen. Und erst die Album- und Songtitel. Nicht ohne Zen wirkten wohl eine «Karma Police» von Radiohead oder eine «Haiku Ambulance» von Fink.

Würde es trotzdem unruhig, könnte auch die «Sonic Nurse» von Sonic Youth aufgeboten werden. Gegen die ganz Mühsamen schliesslich wüssten Half Man Half Biscuit Rat: «Achtung, Bono!», heisst deren aktuelle Platte.

Lustig, lustig, denkt sich jetzt wohl mancher. Nein, es geht ernst zu, weshalb an dieser Stelle am Telefon Gesuchsprüfer F., Versicherungsagent B. sowie Hausanwalt D. begrüsst werden. Der Gesuchsprüfer: «Ob einem Bewilligungsgesuch von seiten der Kultur stattgegeben würde? Ich denke, ja. Und wenn alle benötigten Unterlagen auf einmal bei uns eintreffen, auch zügig.» Gemäss Verordnung 451.14 sind das unter anderem ein Eintrag im Handelsregister, eine Haftpflichtversicherung über wenigstens fünf Millionen Franken sowie ein zwanzigstündiger Kurs in Rechtshilfe.

Letzterer lässt sich zum Beispiel bei den Bénédict-Schulen im Neumarkt 1 absolvieren, blinkendes Motto auf deren Website nach dem deutschen Philosophen Wilhelm von Humboldt: «Ohne Sicherheit – keine Freiheit!» Kostenpunkt für den Grundkurs Security: 720 Franken, inkl. Prüfungsgebühr und fachspezifischen Handouts mit Merkblättern. Alles ganz billig also? Der Hausanwalt: «Ein Eintrag im Handelsregister kostet zusätzlich mindestens 400 Franken. Die Gründung einer Einzelunternehmung oder Personengesellschaft wiederum birgt das Risiko, dass bei einem Konkurs die Einzelpersonen haften. Besser wäre also eine GmbH oder eine AG. Allein für eine GmbH braucht man allerdings ein Stammkapital von 20'000 Franken. Wobei man den Betrag auch in Sachwerte einbringen kann. Zum Beispiel in Uniformen.»

Der Versicherungsagent: «Dazu kommt noch die jährliche Prämie für die Haftpflichtversicherung. Ich will mich in der Höhe nicht festlegen, für einen Sprengstofflieferanten ist sie aber höher als für einen Bürolisten. Für eine Sicherheitsfirma liegt sie wohl im unteren vierstelligen Bereich.» Der Gesuchsprüfer: «Man kann auch alles vereinfachen. Statt eine separate Sicherheitsfirma zu gründen, kann ein Lokalbetreiber auch Türsteher als Mitarbeiter anstellen. Die müssen dann bloss den zwanzigstündigen Kurs in Rechtshilfe absolvieren.» Der Versicherungsagent: «Bei dieser Lösung reicht auch die gewöhnliche Haftpflicht des Lokals aus, erweitert um ein Sonderisiko. Dieses Sonderrisiko mitzuversichern, ist aber nicht teuer: Der Lokalbetreiber wählt seine eigenen Türsteher bestimmt mit mehr Fingerspitzengefühl aus. Und diese identifizieren sich stärker mit dem Lokal.» Womit wir es also auch von dritter Seite hätten: Wenn schon jemand aufs Lokal aufpassen muss, dann bestenfalls die eigenen Leute. Freunde von Grabenhalle und Kugl – auf, auf zu Bénédict.

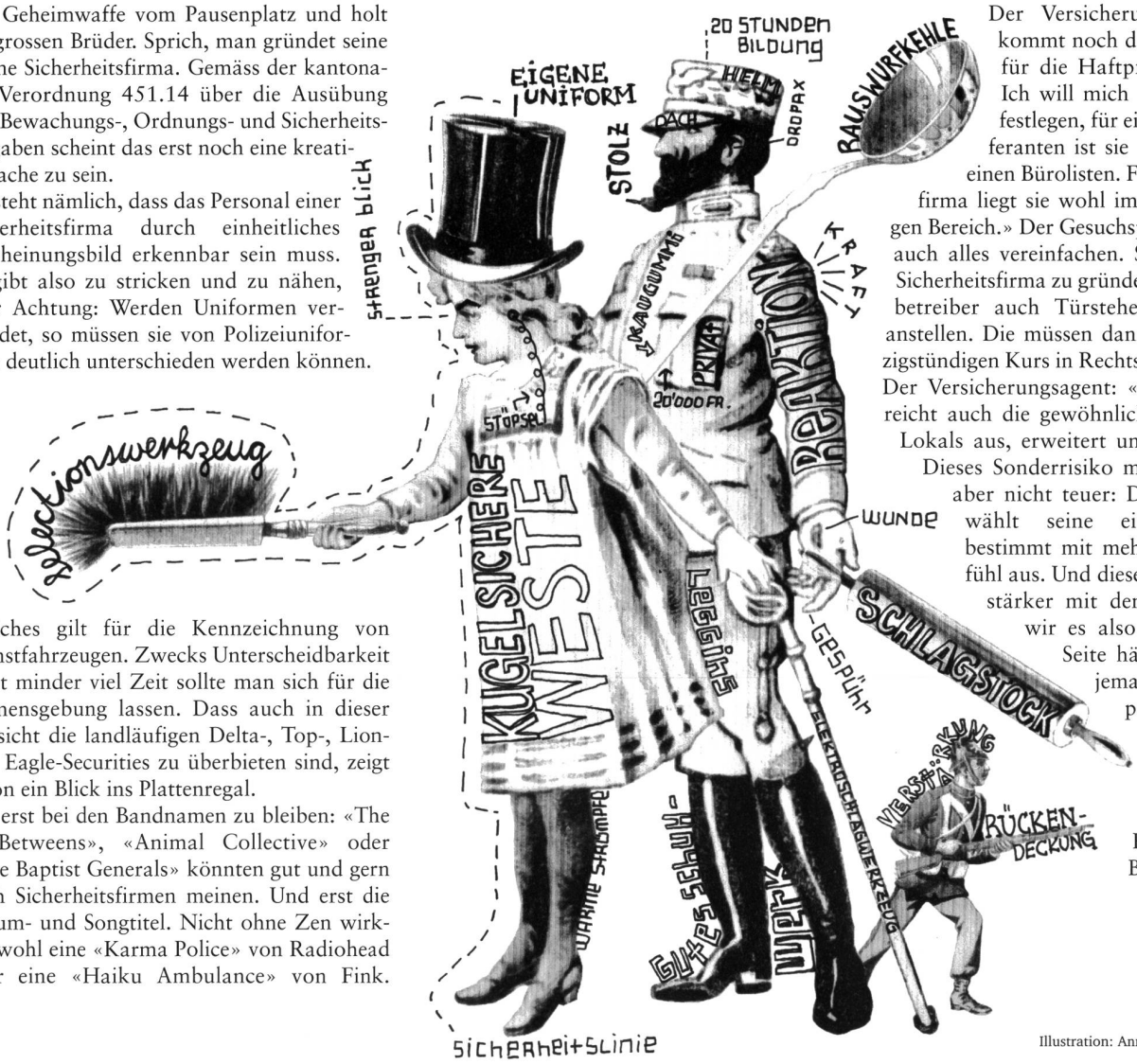


Illustration: Anna Frei

VOM MATRIARCHAT ZUM MENTORING

Am 25. März treffen sie sich wieder zur neunten St.Galler FrauenVernetzungsWerkstatt. Drei Frauen geben Auskunft, wieso sie hingehen, wie das mit den Vorurteilen ist und weshalb die Männer weiterhin draussen bleiben sollen. von Myrjam Cabernard

Braucht es solche reinen Frauenveranstaltungen heute überhaupt noch? Die Frage wurde mir letzthin wieder gestellt. Seltsam, denke ich, würden sonst jedes Jahr 700 Frauen teilnehmen? Aber als Mitgründerin der ersten FrauenVernetzungsWerkstatt (FVW) bin ich wohl etwas befangen. Meine Gesprächspartnerinnen für diesen Artikel will ich deshalb nach objektiven Kriterien aussuchen. Der Zufall soll entscheiden und die drei Frau zu Wort kommen lassen, die sich als erste für die diesjährige Tagung angemeldet haben. Und das sind sie, die schnellen Damen: Erika Müller, Birgit Wasser und Johanna Rossi.

9. FRAUENVERNETZUNGSWERKSTATT, 25. MÄRZ 2006 AN DER UNIVERSITÄT ST.GALLEN

Am diesjährigen Jahreskongress der St.GallerFrauenNetzwerke geht es um Erfahrungswissen und Mentoring: Der Morgen ist Referaten zum Thema und der Gründung eines Mentoring-Pools gewidmet, der Nachmittag zahlreichen Workshops. Den kulturellen Abschluss bildet das Duo «Fatal dö».

Programm und weitere Infos:
www.oststschweizerinnen.ch/fvw
Tel. 071 223 15 31.

Die Fröhliche: «Mein ganz persönlicher Frauentag»

Erika Müller-Lusti wirkt offen und kompetent, lacht gerne und ansteckend. Vor zwei Jahren besuchte sie die FVW zum ersten Mal, und zwar alleine. Das sei am Anfang etwas «komisch» gewesen, doch das habe sich rasch gelegt: «Es war schön, ich fand es sehr bereichernd, mit so unterschiedlichen Frauen zusammen zu kommen, die sich alle gegenseitig respektieren und unterstützen.» Kurz entschlossen sagte sie nach dieser Erfahrung für den Vorstand des «Frauennetz Gossau» zu, wo sie heute das Ressort «Wirtschaft» betreut. Seither hat sie keine FVW ausgelassen und bezeichnet sie als «ihren ganz persönlichen Frauentag», auch wenn sie sonst gemischte Veranstaltungen und Gremien bevorzuge. «Es kann aber nicht schaden, einen Tag lang ausschliesslich von Frauen Impulse zu bekommen und in den Workshops können sich die Frauen so viel freier äussern.» Die Tagung habe auch wenig mit dem alten Klischee der jammernden Emanzen zu tun: «Die Frauen tun etwas, sind aktiv, lachen. Die Stimmung ist befruchtend, lehrreich und locker.» Und überhaupt: Das weit verbreitete Bild der «sich anzickenden Frauen» gebe es in ihrem Umfeld eh nicht. Grundsätzlich könnte sich Erika Müller vorstellen, die Plattform für Männer zu öffnen. Nach einigem Überlegen fügt sie an: «Aber es wäre nicht mehr das Gleiche.»

Erika Müller-Lusti ist 33 Jahre alt und arbeitet als Leiterin CRM bei der happy AG Gossau im Bereich Kundenbeziehungsmanagement (PR, Kommunikation und Marketing). Nach der KV-Lehre liess sie sich zur Direktionsassistentin und PR-Fachfrau ausbilden. Erika Müller lebt mit ihrem Ehemann in Gossau. Sie hat sich bewusst gegen Kinder entschieden, weil sie den Spagat zwischen Beruf und Erziehung nicht machen möchte.

Bilder: Myrjam Cabernard

Die Nachdenkliche: «Auf dem langen Weg zur partnerschaftlichen Beziehung»

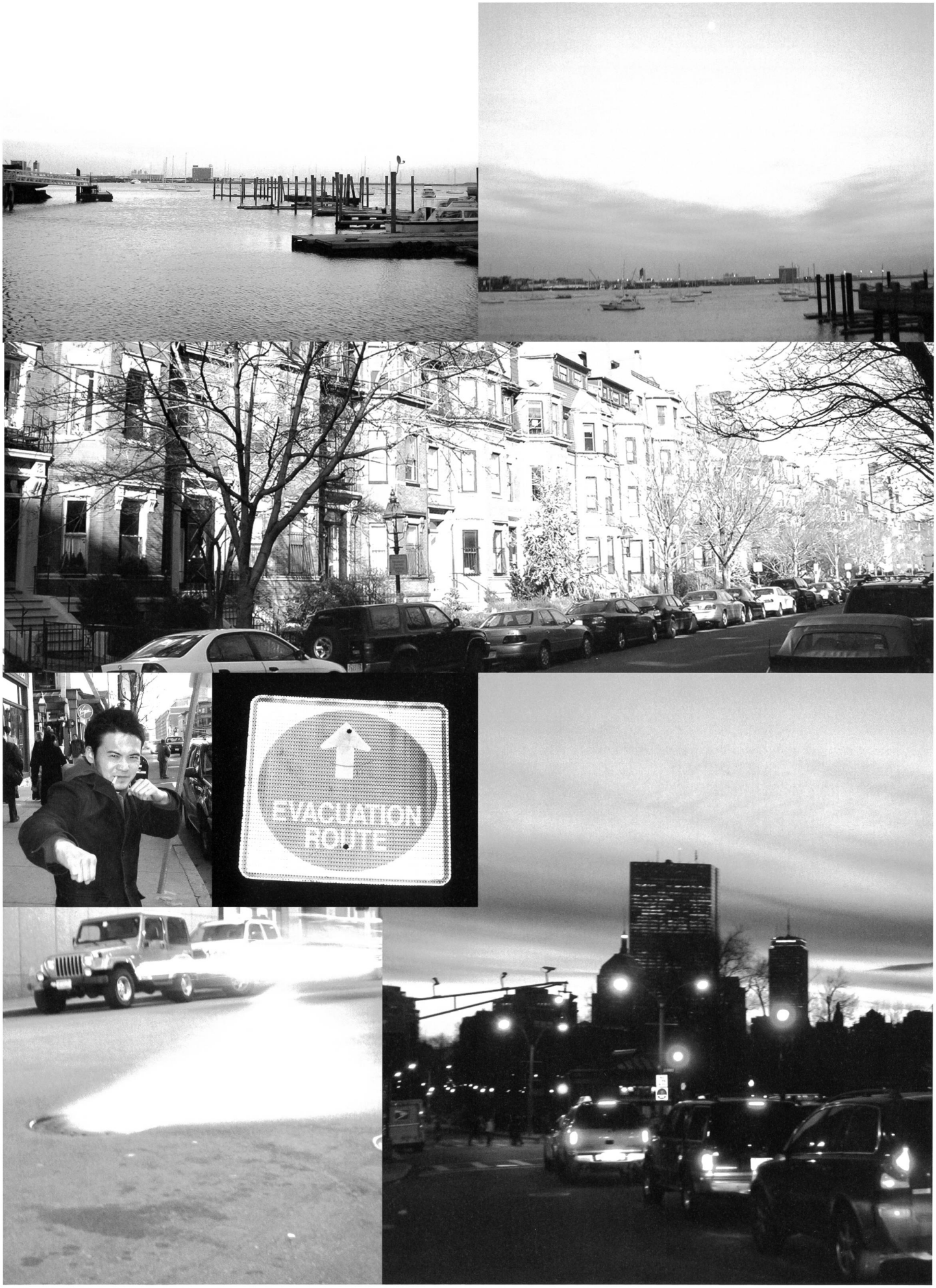
Birgit Wasser spricht ruhig und ernst. Ihre Antworten sind wohlüberlegt. Sie besucht die FVW zum ersten Mal. Das Tagungsthema hat sie angesprochen: «Beim Mentoring beschenke ich andere aus meinen Ressourcen und werde selber beschenkt. Und alle profitieren.» Einen solchen Ansatz brauche auch unsere Gesellschaft: Weg von Kapitalismus, Konkurrenz, Krieg und Ausbeutung der Natur, hin zu gleichberechtigtem und kooperativem Miteinander. «Wie dies im Matriarchat möglich war – und heute noch ist», fügt sie an. Es gehe aber nicht darum, die Rollen zwischen Männern und Frauen einfach umzukehren, sondern um einen respektvollen Umgang. Birgit Wasser arbeitet selbstverständlich mit Männern zusammen. Dass die FVW nicht für Männer zugänglich gemacht werden sollte, steht für sie aber ausser Frage. Denn: «Auf dem langen Weg zur Partnerschaft ist es wichtig, dass Frauen Solidarität aus den eigenen Reihen erfahren. Dafür braucht es geschützte Räume wie die FVW. Diese Erfahrung stärkt die eigene Position und ist Voraussetzung für eine partnerschaftliche Beziehung.»

Birgit Wasser ist 48-jährig, gelernte Pädagogin und hat bei vielen Projekten mitgewirkt (Konzept für das Strassenmagazin «Surprise», Co-Leiterin des Tauschrings «Talent» u.a.). Die Inhaberin von «wasser im fluss» ist selbstständig und sucht Wege zu einer solidarischen Wirtschaft, die feministische Ökonomie, assoziative Wirtschaft, Geldwirtschaft (Komplementärwährungen), Gemeinwesensarbeit (Sozialarbeit), Gemeinwohlökonomie (Kirchen) und ökologische Ökonomie zusammenführen soll. Sie lebt mit ihrem Partner in St.Gallen.

Die Lebenserfahrene: «Wider den Know-how-Geiz»

Johanna Rossi bezeichnet sich selber als «bewegte und erfahrene Frau» – und man nimmt ihr das auch ohne weiteres ab. Sie war schon oft an der FVW, dreimal als Workshopleiterin. Das Thema «Mentoring» interessiert sie: «Üblicherweise herrscht ein kleinlicher Know-how-Geiz. Anders an der FVW, wo Wissen zur Verfügung gestellt wird, ein Geben und Nehmen.» Und wir sollten auch im täglichen Leben mehr danach leben: «Denn es hat genug für alle.» Programm und Referentinnen der FVW findet sie «genial», bekannte Fachfrauen aus Politik, Wirtschaft und Kultur, aber auch die Teilnehmerinnen mit oft schillernden Lebensgeschichten. «Das sind gewichtige Frauen. Das ist keine Feld- Wald- und Wiesenveranstaltung.» Das Besondere daran sei, dass sich die Frauen als Menschen zeigten und nicht in ihrer Rolle oder als Ikone. «Sie reden über Dinge, die mich auch betreffen, und ich könnte nach vorne aufs Podium und mitdiskutieren.» Die Stimmung an der Tagung beschreibt Johanna Rossi als festlich, die Frauen als farbenfroh und präsent: «Alle sind voll dabei. Manchmal ist es mäuschenstill, dann wieder laut und lustig. Und: Einen Generationenkonflikt gibt es hier nicht.» Kaum erstaunlich, dass sie die Idee, die Tagung für Männer zu öffnen, «ganz schlecht» fände.

Die 60-jährige **Johanna Rossi** aus St.Gallen unterrichtet seit 15 Jahren Tango Argentino. Sie ist Supervisorin und Coach BSO und bietet Seminare und Paarberatung an, wobei ihr – neben anderen Methoden – der Tango Argentino als Metapher dient: Geben und Nehmen, Verschmelzen und Abgrenzen, Führen und Folgen. Johanna Rossi ist Mutter zweier Töchter und dreifache Grossmutter.


EVACUATION
ROUTE

MEINE KLEINE GESCHICHTE MIT STEVIE WONDER

Mögen Sie G.W. Bush? Nein? Wie steht es mit den USA? Auch nicht? Das ist bedauerlich, denn dieses Land hat viel zu bieten. Woody Allen ist Amerikaner, aber das wussten Sie schon. Sie haben es nur vergessen. Sollten Sie ein zynischer Exzentriker sein, ist Amerika das Land Ihrer Träume. Hier können Sie sich für 400 Dollar scheiden lassen. Wer bekommt da noch kalte Füsse vor dem Altar? Auch finden Sie nirgendwo auf der Welt so stolze Feuerwehrleute wie hier – echte Helden zum Anfassen. Amerika ist der Ort, wo man sich noch mit Plastikfolie und Klebeband gegen Atom- und Chemieangriffe wehren kann.

Grossmutters Selbstgebrannter

Ich studiere nun seit drei Jahren in Boston (sprich «Boastn»), Massachusetts. Das habe ich bis jetzt noch nie bereut. Hier sehe ich wundervolle Dinge und treffe aussergewöhnliche Leute. Ich wohne in einem hardcore-fanatisch-religiösen Studentenheim. Das ist weniger schlimm, als es tönt. Die Miete ist günstig, wir haben eine Köchin, und das Haus liegt nahe am College. Im Gegenzug halte ich die Klappe, wenn die anderen beten, und ich habe eingewilligt, keine Grimmassen mehr zu schneiden.

Ich wohne mit Russen, Japanern, Franzosen, Amerikanern, Dänen usw. Ich kann mich zum Beispiel rühmen, einen Japaner so lange provoziert zu haben, bis dieser sich bei einer Karate-Demonstration die Hand brach. Nicht jeder Stuhl, der hölzern aussieht, ist auch aus Holz. Zudem bin ich Träger des ersten Lenin-Ordens. Drei Russen haben ihn mir verliehen. Sie hatten mich mit Wodka herausgefordert, doch feige den Rückzug angetreten, als ich ihnen Grossmutters Selbstgebrannten auftischte.

Mein Zimmergenosse ist Amerikaner, der demokratischste Republikaner Pennsylvanias, ein Paradeingenieur. Unser Zimmer ist schnell beschrieben: Nehmen Sie ein Einzelzimmer einer Strafanstalt, entfernen Sie den Fernseher und ersetzen Sie ihn mit einem zweiten Insassen, und schon wissen Sie, wie ich wohne.

Fluchen wie ein Appenzeller

Ich studiere Jazz-Komposition. Das ist hier fast wie ein Psychologie-Studium in Zürich. Alle tragen schwarz und sehen müde und unglücklich aus. Da Sie mich wahrscheinlich nicht kennen, denken Sie, ich müsse sehr einsam sein. Falls Sie mich aber kennen, wissen Sie, dass man auch zu einer Topfpflanze eine Beziehung haben kann.

Los Angeles ist die Stadt der Engel, New York ist die Stadt der Apfelhändler, und Boston steht in Amerika für Bildung. Die Harvard-University liegt in Cambridge, Massachusetts. Das ist ein Vorort von Boston. In Harvard kann man gratis Billard spielen. Die Tischfussballkästen sind jedoch von Spinnern gebaut worden, da Sie hinten als Goalie mit drei Mann spielen müssen. Als Bildungszentrum Amerikas beherbergt Boston auch das MIT (Massachusetts Institute of Technology). Das ist so quasi die HSG auf flachem Gelände, und all die Deutschen wären Brillen tragende Südkoreaner. Auf dem MIT-Kampus könnte man prima Fussball spielen. Das Problem ist aber: Sobald man einen Fussball fallen lässt, wird man augenblicklich von sechs bis sieben Brasilianern umgeben, die um jeden Preis mitspielen wollen. Haben Sie je mit Südamerikanern Fussball gespielt? Nein? Die geben ja auch nie den Ball ab. Als temperamentvoller Appenzeller musste ich mir das Fussballspielen verbieten, da halb Sao Paolo nun auf Schweizerdeutsch fluchen kann.

Die Bildungsmaschinerie in Boston bringt einige Kuriositäten hervor. Die BU (Boston Univerity) hat rund 40'000 Studierende. BU, Harvard und MIT zusammen haben ihre eigene Polizei sowie eigene Spitäler. Boston hat mehrere hunderttausend Studierende, die werden intensiv umworben. So finden sich in der U-Bahn nur drei Produkte, für die Werbung gemacht wird: Studienprogramme, Antidepressiva und Bier.

120 unsterbliche Äpfel

Vor zwei Jahren bin ich bei einem meiner ausschweifenden Spaziergänge auf eine schreckliche Sache aufmerksam geworden. Mir war, als hätte mir Gott auf einen Schlag zehn Jahre meines Lebens genommen. Ich hielt an einer Strassenkreuzung. Da stoppte vor meiner Nase ein Biertransporter der Firma «Harpoon Brewery». In riesigen Lettern stand geschrieben: Harpoon Brewery, established 1978. Nun müssen Sie wissen, dass ich im Lenz des Jahres 1978 geboren wurde. Die Tatsache, dass ich gleich alt wie diese Brauerei bin, lässt mich nicht mehr zur Ruhe kommen. Das ist doch seltsam, oder? An dem Tag war ich kurz davor, nie wieder Bier zu trinken. Noch heute kann man mich manchmal beim Biertrinken mit Tränen in den Augen erwischen, was viele Menschen missdeuten und auf Probleme mit meiner Topfpflanze zurück führen.

Wussten Sie schon, dass es in Amerika untote Pflanzen gibt? Nehmen wir zum Beispiel Nosferatu-Äpfel. Im ersten Jahr hier kaufte ich gegen 120 Äpfel. 120 Stück ist die kleinste Anzahl von jedwelcher Ware, die Sie in Supermärkten kaufen können. Nun können Sie sich vorstellen, dass nach drei Wochen noch einige Äpfel im Kühlschrank waren. Man wirft ja nichts Essbares weg. Was mich fast in eine katholische Kirche getrieben hat (hätte ich denn eine gefunden), war die Tatsache, dass diese Äpfel noch genau so aussahen wie am ersten Tag. Daher kommt der Ausdruck «In-Vitro-Apfel» oder auf Neulatein «Nosferatu-Apfel».

Stevie Wonders Nerz

Wie schon erwähnt bin ich ein Appenzeller. Als Appenzeller trägt man im Ausland natürlich weiterhin das «Chüäli» im Ohr und den «Chüäli-Gurt». Wieso soll man sich im Ausland auch verkleiden? Nun war mir lange nicht klar, welche ungeheure Anziehungskraft von diesen zwei Utensilien ausgehen kann. Mich hat die Erkenntnis wie der Blitz getroffen, als ich in meinem bevorzugten indischen Restaurant «Bombay Cafe» mit meinem Studienkollege gegessen habe. Ihn haben sie wie Dreck behandelt. Das hat mich weniger gestört. Ich ging davon aus, dass sie wussten, dass er aus Zürich ist. Mir war jedoch lange nicht klar, weshalb der Chefkoch und der Manager persönlich bei mir erschienen sind und sich erkundigten, ob es mir geschmeckt habe. Des Rätsels Lösung ist so einfach wie bestechend: Kühe sind nicht nur in Appenzell heilige Tiere.

Nun sind Sie sicher bereit für meine kleine Geschichte mit Stevie Wonder. Es war an einem regnerischen Mittwochmorgen gegen 11 Uhr. Auf der Suche nach einem bekannten Gesicht, dem ich mich hätte anschliessen können, schaute ich hochkonzentriert durch die Fensterscheiben eines Restaurants. Ich stand also auf dem Trottoir, als eine riesige Limousine neben mir hielt und ein Typ ausstieg, der direkt in mich hineinlief. Ich hab erst gemerkt, was Bedeutendes geschehen ist, als alle neben mir staunten: «Oh, das ist ja Stevie Wonder.» Wir haben uns halt beide nicht gesehen. Ich kann mich noch genau an Stevies Nerzmantel erinnern. Dieser Mann ist echt kein Tierfreund. Das sage ich Ihnen.

Ueli Dörig, 1978, Bürger von Appenzell, wuchs in Rorschach auf und besuchte dort das Lehrerseminar. Seit er mit seinem Saxophonspiel eine Mitschülerin zum Weinen brachte, lässt ihn der Jazz nicht mehr los.

Ursprünglich hatten wir für die Februar-Ausgabe im Sinn, der ewig währenden Ostschweizer Frage nachzugehen: «Should I stay or should I go»? Berlin, Basel, Barcelona oder Bern. Der reizvollen Abhauziele mit «B» gibts so viele wie verlogene Politiker, die den sanften Buchstaben hoffentlich nicht nachhaltig verhunzen – Bush, Blair, Berlusconi, Blocher ... Weil die immer gleichen Fragen irgendwann nicht mehr so spannend sind, haben wir uns zweimal einem A gewidmet: Der «Angst» im Februar, dem «Auto» in dieser Nummer. Es nützt indes nur bedingt, abgehauen wird weiterhin. Eines der spannendsten und kreativsten St.Galler B wie **Bit Tuner** (alias Marcel Gschwend) ziehts bald nach Berlin, wo er seinen Klang- und Harmonie-Forschungen im St.Galler Kunstatelier nachgehen wird. Auch **Gianni Jetzer** von der Kunsthalle macht sich aus dem Ostschweizer Staub. In die fruchtbaren Strassenschluchten eines weiteren (zugegeben leicht gesuchten) B, jenem des Big Apple. Als Direktor des Swiss Institute für Gegenwartskunst in New York macht Jetzer einen weiteren Karriereschritt.

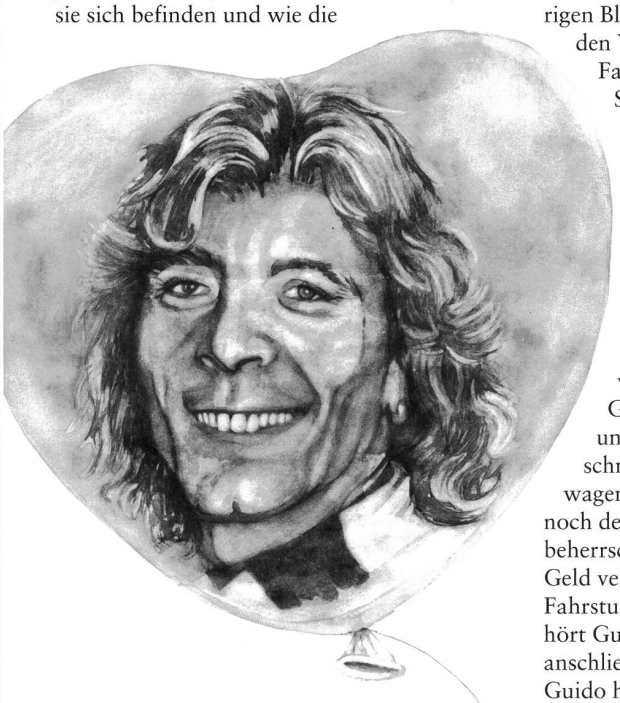
Schwieriger mit der bürgerlichen Lebens- und Laufbahnplanung tut sich – Achtung B! – **Harald Buchmann** von «aktiv unzufrieden». Nach seiner frohgemut-notwendigen Anti-WEF-Aktion vor der neoliberalen Kathedrale am St.Galler Rosenberg wurde er vom Studentenradio Toxic.fm ohne viel Fäderläsis mit einem Sendeverbot belegt. Auch die Eliteschmiede HSG selber will Buchmann nun ein wenig in die Lebensplanung dreinfuchteln. Das Disziplinarverfahren läuft, der Rausschmiss droht. Sollte Student Buchmann die HSG tatsächlich verlassen müssen, sei ihm die trendige Ausbildung zum Kultur- und Eventmanager ans Herz gelegt. Da lernt er dann womöglich, wie das achtseitige St.Galler Gesuchsformular für Beiträge an Kulturprojekte ausgefüllt wird. Eine neue Sache aus dem Kulturamt von **Hans Schmid**, die zu reden gibt. Sauber aufgelistet finden sich dort auch jene 71 Kulturinstitutionen, die jährlich mehr als 10'000 Franken erhalten. Von A wie Altes Kino Mels (Fr. 60'000) über G wie Grabenhalle (15'000), M wie Museumsnacht St. Gallen (30'000) bis zu Z wie ZAK Jona (10'000). Gut vertreten, auch hier, das B: Blues Nights Gossau (10'000), Bad Ragartz (20'000) oder Blasmusikverband (30'000). Ein richtiges Who gets What der St.Galler Kultur ist entstanden.

Gönnen mögen wir das Geld allen. Fraglos. Weil sie eben noch nicht nach Berlin, Basel, Barcelona oder Bern verduftet sind. Denn schliesslich gibt es auch Gründe zum Bleiben: Swisscom-Verwaltungsratspräsident **Markus Rauh** aus Mörschwil zum Beispiel. In einem Leserbrief im Tagblatt hat er das menschenverachtende neue Asylgesetz angegriffen. Im bemerkenswerten Tagi-Interview doppelte der Spitzenmanager nach: «Eine verkehrte Welt. Die Linken, deren Arbeitsplätze eher gefährdet sind, treten für eine offene Asylpolitik ein. Und die einst staatstragenden Kreise, die nur noch ans eigene Portemonnaie denken, sind dagegen. Da stimmt doch etwas nicht.» Recht hat er. Und auch Rauhs Satz zur FDP könnte kaum trefflicher formuliert sein: «Die FDP will sparen, damit die Reichen hernach weniger Steuern zahlen.» Eine Ermunterung darum an den Swisscom-Präsidenten, wieder mit zwei B: Bleiben bitte!

GUIDO SCHWARZENBACH

Auf dem Strassenverkehrsamt in Winkeln führen sie Buch, wie viele Prüflinge durchfallen und bei welchem Fahrlehrer sie lernten. Guidos Quote liegt bei unter 20 Prozent. Und er hat ein schnelles Auto. Das spricht sich bei den Jungen rum. Sein Arbeitsplatz glänzt aussen schwarz und ist innen königsblau ausgeschlagen. Ein Audi S3 Quattro. Breitbeinig wie ein Cowboy und mit geducktem Kopf steht der Wagen auf der Strasse. Ein Traumwagen für 18-Jährige, die sich von ihren Eltern und deren familientauglichen Minivans und Stufenhecks ablösen wollen. Er ist kurz und kräftig. Und nicht bieder. Ganz wie der Fahrlehrer.

Guido bewegt sich sicher, wenn er seinen Wagen verlässt und festen Strassenbelag betritt. In seinem Gang liegt die Gelassenheit jener Menschen, die sich im Klaren sind, wo sie sich befinden und wie die Regeln sind. Er ist ein Experte, der sein Terrain kennt, der weiss, wo sich die Schlaglöcher verstecken. An Guidos Arbeitsplatz darf geraucht werden. Guido lacht, wenn das Bundesamt für Statistik 70 Prozent Nichtraucher meldet. Von den Jugendlichen, mit denen er die Region abfährt, rauchen mehr als die Hälfte. Die Freiheit der Strasse ist aber nicht billig. Wie in den meisten Fahrschulen kostet die Stunde im schwarzen Audi S3 Quattro mit dem entspanntem Guido nebenan um die 80 Franken. Der Schnitt liegt zwischen 25 und 30 Fahrstunden. Also jenen Angebern kein Wort glauben, die in acht Stunden die Kunst des Fahrens erlernt haben wollen. «Glaubst du, dass du das alles in acht Stunden gelernt hättest?», fragt Fahrlehrer Guido nach bestandener Prüfung jene Schüler, die am Anfang des Unterrichts mit den grossspurigen Bluffereien eines Freundes im Kopf in den Wagen gestiegen sind.



Fahrlehrer Guido wird in seinem Audi S3 Quattro nie laut. Er weist mit theologischer Geduld den Weg und hält Obacht, dass sein Schützling niemandem hinten drauf fährt oder einen Fussgänger auflädt. Einmal am Feierabend griff er aus professionellem Reflex heraus einem Freund ins Steuerrad und riss dessen Wagen herum. Das kam nicht gut an. Wenn möglich, versucht er es zu vermeiden, bei anderen mitzufahren.

Guido selbst fährt wie er spricht, unaufgeregt und viel. Früher fuhr er schnell. Damals, als er noch bei Tourenwagenrennen über die Pisten raste. Als noch der jugendliche Übermut den Fahrstil beherrschte und er als Programmierer sein Geld verdiente. Wenn ein Teenager in der Fahrstunde von seinen Problemen erzählt, hört Guido zu. Manchmal gehen die beiden anschliessend einen Kaffee trinken, und Guido hört weiter zu. Möglicherweise erzählt er von seinen eigenen Erfahrungen. Es tröstet den Teenager, dass es einem anderen schon ähnlich ergangen ist und der nun neben ihm im Auto sitzt. Aber viel erzählt Fahrlehrer Guido nicht von seiner Vergangenheit. Mit dem Schicksal plagieren ist nicht sein Ding. **von Johannes Stieger**

Illustration: Lika Nüssli